

Die Opiumkriege gegen China

Die Niederlande und Grossbritannien setzen Opium als Unterwerfungsmittel ein

Viele werden sich fragen, warum wir uns mit einem Thema befassen, das nicht mehr aktuell zu sein scheint, da sich die Ereignisse vor 200 Jahren zugetragen haben. Es ist aber sehr aktuell, weil es exemplarisch zeigt, wie eine Substanz, die jahrhundertlang in der Medizin in kleinen Dosen gebraucht, dann von gewissenlosen Regierungen und Händlern als Rauschgift im grossen Stil verwendet wurde, um Völker zu unterjochen und gleichzeitig die eigenen, aber auch die Staatskassen zu füllen und Millionen Menschen in einen langsamen und qualvollen Tod zu schicken. Diese geschichtlichen Ereignisse interessierten z. B. auch Karl Marx¹, wie das in den Arbeitstexten von Runhild Böhm ausgeführt wird².

Opium war in Asien lange unbekannt. Es wird im Gegensatz zur griechischen Medizin erst im 8. Jahrhundert in einer chinesischen Schrift erwähnt³. Es wurde dann im 15. Jahrhundert in Persien und Indien angebaut, und mit der «Globalisierung» durch die Entdeckung Amerikas und den daraus folgenden Eroberungen wurde auch der Handel ausgeweitet. Unter der Herrschaft des Mogulherrschers Akbar war Opium im grossen Stil in Indien angebaut worden. Wie heute, war auch China damals ein begehrter Markt. Es stellte Seide und Porzellan her und baute Gewürze an, die in Europa heiss begehrt waren. Auf der anderen Seite hatten die Europäer nichts anzubieten, was für die Chinesen von Interesse war. Sehr bald entdeckten sie jedoch, dass die indischen und ara-



Opium als Mittel zur Unterwerfung. Durch die Opiumkriege dehnten die westlichen Kolonialmächte ihre Macht in Asien aus.

Bild: commons.wikimedia.org

bischen Kaufleute angefangen hatten mit Opium zu handeln. Zuerst stiegen die Niederländer über Niederländisch-Indien (Indonesien) in den Opiumhandel ein. Schon 1724 verbot Kaiser Chen in China das Opiumrauchen. Aber dann waren es die Engländer, die mit ihrer aggressiven Politik zu einer ernsten Bedrohung wurden. Die Britische Ostindien-Kompanie erwarb in Indien einige Enklaven, so auch Kalkutta. Von dort aus eroberte sie 1764 Bengalen, eines der Hauptanbaugebiete für Opium. Warren Hastings, der Generalgouverneur von Bengalen, erliess 1773 ein Monopol für den Opiumhandel. Damit war es massgeblich Grossbritannien, das China unter Einsatz seiner Militär- und Handelsmacht in einen riesigen Drogenmarkt verwandelte. **Die in England gegründete Ostindische Kompanie, «eines der grössten Drogenkartelle, das die Welt jemals gesehen hat» (Zitat Wikipedia), setzte die Droge nicht nur als Handelsware, sondern gezielt auch als Unterwerfungsmittel ein.** Es war keineswegs nur reine Handelspolitik, son-

dern knallharte Machtpolitik. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war der Import von Opium noch verhältnismässig gering, nach Marx 200 Kisten à 133 Pfund. Bei Albrecht Haushofer⁴ finden sich vergleichbare Zahlen, wie auch bei den nachfolgenden Angaben. Als sich die Ostindische Kompanie (East India Company) 1757 einschaltete, stieg die Einfuhr von Opium rasant. 1790 betrug sie bereits 4000 Kisten. Laut Haushofer wurden bereits in den Jahren vor dem 1. Opiumkrieg 30 000 Kisten abgesetzt.

Der Kaiser von China verhängt ein Verbot für den Opiumhandel

Als es schliesslich dem Kaiser von China zu viel wurde – weil er sah, wie sein Volk systematisch ruiniert wurde –, verbot er 1839 den Opiumhandel. Darauf reagierten die Engländer mit Kanonenbooten. Es kam zum 1. Opiumkrieg 1839-1842, den die Chinesen verloren, auch weil viele chinesische Soldaten schon drogensüchtig waren. Die Chinesen mussten den Vertrag von Nanking unterzeichnen, der unter

anderem den Opiumhandel auf die gleiche Stufe stellte wie andere Handelsgüter. China musste 2 Millionen Pfund für die 2000 Kisten Opium zahlen, die sie vernichtet hatten. Die Briten erhielten Hongkong als Kronkolonie und das Bestimmungsrecht über einige von ihnen bestimmte Inseln. Diese Bedingungen genügten den Engländern aber nicht, sie forderten mehr. Die Chinesen mussten die unglaubliche Summe von 21 Millionen Pfund für die Kriegskosten zahlen. Der kaiserliche Hof war schon lange sehr beunruhigt über die Situation in seinem Land. Als Drogensucht und Korruption sich immer weiter ausbreiteten, baten hohe Hofbeamte den Kaiser dringend, etwas gegen den grassierenden Schmuggel und die sich immer weiter ausbreitende Korruption zu unternehmen. Daher ernannte der Kaiser einen seiner fähigsten Beamten, der den Schmuggel mit Opium verbieten und die chinesischen Ge-

setze durchsetzen sollte. Das passte natürlich den Engländern gar nicht. Sie nahmen den Zwischenfall mit der «Lorcha Arrow» – einem chinesischen Opiumschmuggelschiff, das unter englischer Flagge fuhr und beschlagnahmt wurde – als Vorwand, militärisch einzugreifen und so kam es 1856-1860 zum 2. Opiumkrieg.

Brandschatzung Pekings und Knechtschaftsvertrag

Der 2. Opiumkrieg endete mit der Brandschatzung Pekings und einem sogenannten Friedensvertrag, der eher ein Knechtschaftsvertrag war. Der Handel mit Opium wurde auf ganz China ausgedehnt und ruinierte das Land. Gleichzeitig verbot die britische Regierung, Opium nach Europa einzuführen. Und natürlich mussten die Chinesen noch viel mehr zahlen als nach dem 1. Opiumkrieg. Bis 1900 stieg in China die Anzahl der Süch-

tigen auf 13,5 Millionen, die pro Jahr 39 000 Tonnen Opium konsumierten. Das war mehr als Japans Teeernte, etwa gleich viel wie Brasiliens Kakaoernte und lag etwas unter der Kaffeeernte von Kolumbien.^{3 (S. 139)}

Aufbesserung des englischen Staatsbudgets dank Opiumhandel

Was waren die Hintergründe für den Opiumhandel? Warum hatten die Engländer den Krieg riskiert? Der englische Premierminister Palmerstone wollte einen Krieg, er wollte mehr Kolonien, denn Kolonien versprachen mehr Macht und mehr Einkünfte. Ein weiterer Grund war, dass ein grosser Teil des Staatshaushalts von Grossbritannien aus den Einkünften des Opiumhandels stammte. **Bereits 1856 machten die Einnahmen aus dem Drogenhandel 1/6 des englischen Staatsbudgets aus. England profitierte also enorm davon, dass es gan-**

Editorial



Sabina Geissbühler-Strupler, Präsidentin der Schweizerischen Vereinigung Eltern gegen Drogen

Da leider nur wenige versuchen, die von unseren Vorfahren gemachten Fehler zu vermeiden, haben wir uns entschieden, eine Kurzfassung der Opiumkriege gegen China zu veröffentlichen. Gleichzeitig möchten wir den Leserinnen und Lesern die Augen öffnen für ein globales Gesundheits-, Kriminalitäts- und Sicherheitsproblem: die radikal-islamistischen Opiumdealer. Die Länder östlich von Europa haben mehrheitlich Drogenhandel und -konsum als Gefahr für eine florierende Wirtschaft erkannt (s.

EgD-Info 3/2016: Das Anti-Drogenkonzept in Singapur als Erfolgsmodell). Europa und Amerika hingegen steuern seit den 1990er Jahren mit ihrer Laissez-faire-Politik und Drogenverharmlosung auf riesige Probleme zu: Niederschwellige, nicht auf einen Ausstieg konzipierte Sucht- und Drogenangebote verschlingen Millionen von Steuergeldern. Fixerräume, in welchen Drogensüchtige ihre auf kriminelle Art und Weise erstandenen Betäubungsmittel ungestört konsumieren dürfen, ziehen Drogendealer geradezu an. Diese freuen sich natürlich über ihr lukratives Geschäft. Schon jahrelang wird dieser Widerspruch toleriert. Anstatt diese den Rechtsstaat untergrabenden Institutionen zu schliessen, müssen Menschen mit dem Einverständnis der Politik in einem trostlosen Zustand dahinvegetieren. Die Heroin- und Methadonabgabestellen wiederum sind stolz auf ihre hohen Haltequoten, d. h. Süchtige bleiben ihr Leben lang abhängig von den vom Staat bereitgestellten Betäubungsmitteln, vom Sozialamt und von der Unterstützung durch die Arbeitslosen- und Invalidenversicherung.

Die Warnungen von Eltern gegen Drogen betreffend Probleme für unsere nachfolgenden Generationen wurden stets in den Wind geschlagen und

von vielen Medien verschwiegen. Unsere Beiträge im EgD-Info 4/2016 bestätigen: Betäubungsmittel (auch vom Staat kontrollierte) zerstören die psychische und physische Gesundheit des Konsumenten, führen zu Kriminalität und hohen Kosten für die Bevölkerung und verursachen damit viel Leid und Elend. Wann wird der Ruf der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht: «Das Drogenproblem in Europa wird immer grösser. Süchtige in Europa sind Versuchskaninchen.» erhört?

Aus dem Inhalt

- 1 Die Opiumkriege gegen China
- 2 Editorial
- 3 Die radikalen Islamisten brauchen Opium als Zündstoff für den Krieg
- 4 Abgewiesene Asylbewerber als Drogendealer
- 5 Süchtige in Europa sind Versuchskaninchen für neue Drogen
- 5 Angebote für süchtige Menschen müssen überprüft werden
- 6 2015 brauchte es für 2500 Junkies 4561 Notfalleinsätze
- 7 Vier Beispiele von Betäubungsmittel konsumierenden, gefährlichen Straftätern

Eltern gegen Drogen

ze Völker vergiftete, selbst aber keinen Drogenhandel mit dem Mutterland England zuliebt. Zwar gab es Diskussionen in England und in den USA, die sich auch aktiv am Drogenhandel beteiligten. Böhm zitiert Montgomery Martin mit dem Ausspruch: **«Sogar der Sklavenhandel war noch barmherzig, verglichen mit dem Opiumhandel. Wir haben die Sklaven nicht physisch zugrunde gerichtet, denn wir waren unmittelbar daran interessiert, sie am Leben zu erhalten; wir haben sie nicht ihrer menschlichen Würde beraubt, ihren Geist nicht vergiftet und ihre Seelen nicht zerstört.»** Dieser Ausspruch sollte die Legalisierungs- und Heroinabgabebefürworter zum Nachdenken anregen! (wenn sie überhaupt dazu noch fähig sind ...)

Schwächung eines ganzen Volkes durch die Droge Opium

Fazit: Der Opiumhandel mit China hat-

te als Ziel, durch Schwächung eines Volkes durch die Droge Opium das englische Imperium auszuweiten und zugleich viel Geld zu verdienen. Dazu bediente man sich gewissenloser Kaufleute und Firmen (East India Company, Sassoons). Die Parallelen zu heute sind unverkennbar. Auch heute setzen Staaten die Drogen als Kriegswaffe ein, versuchen aber über Vasallen in den zu bekämpfenden Staaten oder durch NGOs die Drogen zu legalisieren.

Schon Karl Marx sah voraus, dass das chinesische Reich geschwächt und gestürzt werden würde. Was er allerdings nicht voraussah, war die Tatsache, dass der ehemalige Vasall zum ernsthaften Konkurrenten werden und seinerseits die Drogen als Waffen verwenden könnte, um sich so an den damaligen Feinden zu rächen. Die Geschichte jener Zeit ist in Ostasien viel präsenter, als das hier angenommen wird. Auch in den Nachbar-

ländern wurden die Ereignisse in China sehr genau beobachtet und die Lehren daraus gezogen. Daher kann man allgemein sagen, dass die Länder Ostasiens einer Legalisierung der Drogen mit Recht sehr skeptisch gegenüberstehen, denn China mit seiner hoch entwickelten Kultur wurde von einem der reichsten Länder dieser Erde in relativ kurzer Zeit zu einem Armenhaus. Auch wir sollten uns fragen, ob wir das wollen, denn eine Legalisierung der Drogen würde unweigerlich dazu führen.

Dr. rer. nat. Alexandra Nogawa

Literatur:

¹ Karl Marx über China, Hrsg. Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut beim ZK der SED. Berlin 1955

² Runhild Böhm: Englands Opiumkriege in China. Arbeitstexte Tübingen 2000

³ Alfred W. McCoy: Die CIA und das Heroin. Westend 2016

⁴ Albrecht Haushofer: Englands Einbruch in China. Berlin 1940

Hinweis zur Produktion von Opiaten

Der Grundstoff für Heroin bzw. Opium ist der Schlafmohn.

Heroin wird halbsynthetisch hergestellt. Ausgangssubstanz ist dabei das Morphin. Gewonnen wird Morphin als Extraktion aus Rohopium, dem getrockneten Milchsaft des Schlafmohns. Durch chemische Derivatisierung (Acetylierung >>

Säureesterbildung) des Morphins entsteht Heroin, das die drei- bis sechsfache schmerzstillende Wirkung von Morphin besitzt.

Zur Gewinnung von **Opium** werden die schon dick angeschwollenen, aber noch grünen Mohnkapseln in den Abendstunden stellenweise angeritzt. In den folgenden Morgenstunden

wird der getrocknete, braun verfärbte Milchsaft der gegliederten Milchröhren – das Rohopium – durch Abkratzen gewonnen. Dieser Vorgang wird mehrmals wiederholt, bis die Fruchtkapsel gleichmässig vernarbt ist. Eine Kapsel liefert etwa 20 bis 50 mg Rohopium, das 3 bis 23 Prozent Morphin enthält.

Die radikalen Islamisten brauchen Opium als Zündstoff für den Krieg

Das in Afghanistan wieder in grossem Umfang geerntete Opium ist Zündstoff für den Krieg. Denn unter den grössten Profiteuren des milliarden-schweren Geschäfts sind die islamistischen Taliban.

Der gestern veröffentlichte Jahresbericht des UNO-Büros für Drogen- und Verbrechensbekämpfung (UNODC) hält auf nur zwölf Seiten in dürren Zahlen und einigen Grafiken das wohl grösste Versagen aller Beteiligten in

Afghanistan seit 2002 fest. Nach Milliardeninvestitionen der Antidrogenkampagnen hat Afghanistan wieder eine fette Opiumernte hervorgebracht. **Das Fazit: Das Land am Hindukusch wird zum Narkostaat, die radikalislamischen Taliban werden zu schwerreichen Drogenfürsten, die weltgrösste Opiumindustrie wächst weiter – ungehindert.**

Anbau verdreifacht

Die Zahlen sind erschreckend. Die



Opiumpflanze. Bild: pixabay.com

Anbauflächen des Schlafmohns, Basis für das Opium, sind um zehn Prozent gewachsen, auf etwa 2010 Quadratkilometer. Dies entspricht der Fläche des Kantons St. Gallen. 2016 könnte die Ernte 4800 Tonnen Opium einbringen, ein Plus von 43 Prozent gegenüber 2015. Und möglicherweise sei das noch unterschätzt, heisst es in einer Fussnote, die von mangelndem Zugang zu Provinzen spricht. Zu viel Blutvergiessen – vor allem in jenen mit den meisten Drogen.

Rentable Einnahmequelle

Das zementiert eine gefährliche und mittlerweile fast unumkehrbar erscheinende Entwicklung. Das afghanische Opium ist nicht nur ein globales Gesundheits- oder Kriminalitätsproblem. Es ist auch ein Sicherheitsrisiko. Denn Opium und Terrorismus sind eng miteinander verquickt. Die radikalislamischen Taliban sind Teil der Drogenmafia. In der Provinz Helmand haben sie mittlerweile 85 Prozent der 14 Bezirke unter ihrer Kontrolle – und damit Mohnanbaugelände und Schmuggelrouten. Die Einnahmen aus dem Drogengeschäft wurden im vergangenen Jahr auf mindestens 500 Millionen Dollar geschätzt. Die afghanische Regierung und ihre internationalen Unterstützer ihrerseits gaben die Gegenwehr auf.

Schweiz. Depeschagentur, gekürzter Bericht vom 24.10.2016

Abgewiesene Asylbewerber als Drogendealer

Loïc Pignolo hat als Soziologiestudent fünf Monate lang Dealer begleitet. Alles abgewiesene Asylbewerber. Hier ist sein Bericht:

Das Ziel meiner Masterarbeit in Soziologie war, in den Alltag der Genfer Drogendealer einzutauchen. Und dafür wollte ich mich nicht verstellen. Über einen Kollegen, der drögelet, lernte ich den ersten Strassendealer kennen. Erst vertraute mir dieser überhaupt nicht. Doch das legte sich mit der Zeit, und er stellte mich seinen Kollegen vor. Während der fünf Monate in dieser Strasse lernte ich 15 Dealer gut kennen. Aber das Misstrauen blieb bis zum Schluss ein Problem. Einmal mussten mich ein paar Dealer beschützen, weil einer von ihnen auf mich losging und schrie: «Du kannst mich nicht verarschen! Ich weiss, dass du ein Spitzel bist.»

Der Jüngste war erst 16 Jahre alt

Die letzten zwei Monate meiner Recherche waren sehr intensiv. Ich verbrachte jeden Abend zwei bis sechs Stunden auf der Strasse, am Wochenende mehr, weil die Konsumenten bis in die frühen Morgenstunden Kokain oder Ecstasy kaufen wollen. **Die Dealer waren alle Sans-Papiers, meist abgewiesene Asylbewerber aus Westafrika.** Gambia, Mali oder Senegal. Aber einige verdienten an einem Wochenende über 1000 Franken und lebten in einer Wohnung. Andere übernachteten auf der Strasse und machten nur 20 Franken pro Tag. Zum Teil waren sie minderjährig, der Jüngste war erst 16.

Geld versus gutes Gewissen

Unterschiedlich ist auch das Selbstbild der Dealer. Während eine Minderheit eiskalt Geld scheffelt, hält die Mehrheit Drogen für etwas Schlechtes. Einige handeln nur mit Cannabis und Ecstasy, weil sie Kokain für die gefährlichste Droge halten und ihr Gewissen den Verkauf nicht zulässt. Andere dealen nur, wenn sie Geld brauchen. Aber sie halten sich nicht immer an ihren Moralkodex. Ab und zu sah ich auch, wie Dealer den Kon-



Sans-Papiers als Dealer. Symbolbild: pixabay.com

sumenten Drogen aufschwätzen wollten. «Nimm doch noch ein wenig», drängten sie. «Bist du sicher, dass du nicht mehr willst?» Einmal sagte ein Dealer zu mir: «Weisst du, das, was wir machen, ist nicht Arbeit. Es ist Business.» Er schäme sich, Drogen zu verkaufen, fühle sich aber dazu gezwungen, weil er seine Familie in Afrika unterstützen wolle. Das zeigt für mich die Zwiespältigkeit, in der die Dealer leben. Viele finden ihr Tun verwerflich und basteln sich deshalb Ausreden, um es für sich zu legitimieren.

Die Nächte auf der Strasse waren geprägt von pausenloser Bewegung. Bis zum Arbeitsende tigerten die Dealer hin und her und hielten Ausschau nach Kunden, aber auch nach Polizisten. Ich war immer wieder erstaunt, wie schnell sie Letztere entdeckten. Auch solche, die in Zivil in normalen Autos vorbeifuhren. Sie entwickelten einen siebten Sinn dafür. Einmal wollten zwei Zivilfahnder die Dealer in flagranti ertappen. Doch die rochen den Braten sofort. Als ein Polizist ein paar Gramm Kokain kaufen wollte, fragte der Dealer ganz erstaunt: «Was? Niemand hier verkauft Drogen. Wie kommen Sie auf so was?»

Als ich mich verabschiedete, weil ich die Studie abgeschlossen hatte, waren einige richtig traurig. Viele kennen niemanden ausserhalb des Drogenmilieus. Sie haben mir vertraut und alle meine Fragen beantwortet. Und irgendwie sind sie mir trotz allem ans Herz gewachsen.

Beobachter vom 30.9.2016; aufgezeichnet von Jessica King

26 June **WORLD DRUG DAY**

INTERNATIONALER TAG
GEGEN DROGENMISSBRAUCH UND
ILLEGALEN DROGENHANDEL

Zum Thema Cannabis sowie zu aktuellen Aspekten rund um Cannabis Social Clubs und der Cannabisfreigabe organisieren wir für Sie gerne Vorträge oder Podiumsdiskussionen.

Falls Sie Interesse haben, melden Sie sich bitte bei Frau Sabina Geissbühler-Strupler, Präsidentin Eltern gegen Drogen: E-Mail s.g.s@bluewin.ch.

Weiterführende Informationen finden Sie ebenfalls auf unserer Website unter www.elterngegendrogen.ch.

Herzlichen Dank!

Süchtige in Europa sind Versuchskaninchen für neue Drogen

Drogenkonsumenten in Europa laufen zurzeit Gefahr, ungewollt als «Versuchskaninchen» für eine neue Generation von synthetischen Drogen zu dienen. Vor diesem Szenario warnt die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (EBDD) in ihrem Jahresbericht zur Lage des Drogenkonsums in Europa. Bei dem allgemein zu beobachtenden Anstieg des Drogenkonsums gerade bei jungen Menschen sei besonders die Zunahme neuer synthetischer Drogen besorgniserregend.

2015 seien 98 neue psychoaktive Substanzen (NPS) in Drogen gemeldet worden, heisst es in dem Bericht. Die meisten NPS würden in synthetischen Formen von Cannabis, Kokain und reinen synthetischen Drogen, sogenannten Amphetaminen, verwendet. Die Auswirkungen der NPS auf die Gesundheit der Konsumenten seien oft noch nicht bekannt. Ausserdem sei

ein Comeback der Partydroge Ecstasy zu beobachten. Ihr Anteil auf dem Markt illegaler Drogen in der EU betrage aber nur drei Prozent. Rauschmittel Nummer eins in Europa bleibt laut dem EBDD-Bericht Cannabis mit 38 Prozent Marktanteil.

Ecstasy in der Schweiz Teil von Partykulturen

Die in der Schweiz vorliegenden Daten aus repräsentativen Befragungen lassen nach Angaben von Sucht Schweiz darauf schliessen, dass weniger als drei Prozent der Bevölkerung (ab 15 Jahren) mindestens einmal in ihrem Leben Ecstasy genommen haben. Das dürfe aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass in einigen Konsumgruppen der Gebrauch deutlich höher sei. Die Substanz sei heute fester Bestandteil verschiedener Partykulturen. Ecstasy werde hauptsächlich an Wochenenden konsumiert, wie Abwasserstudien zeigten.

Stärker wirkende Substanzen

Laut EBDD kommen immer neue und immer stärker wirkende Substanzen unkontrolliert auf den europäischen Markt. Das werde auch durch neue Produktionstechniken und den Online-Verkauf ermöglicht. «**Das Drogenproblem in Europa wird immer grösser**», kommentierte der EU-Kommissar für Inneres, Dimitris Avramopoulos, die Befunde des Drogenberichts. Er rief die EU-Mitgliedsstaaten, Drittländer, Internetbetreiber und die Zivilgesellschaft dazu auf, gemeinsam das wachsende Drogenproblem anzugehen. Die EBDD veröffentlicht jedes Jahr im Auftrag der EU-Kommission einen Drogenbericht, in dem die jüngsten Entwicklungen in den EU-Mitgliedsstaaten sowie in Norwegen und in der Türkei aufgezeigt werden.

Schweizerische Depeschagentur, 31.5.2016

Angebote für süchtige Menschen müssen überprüft werden

Die Stadtzürcher Drogenfachstellen müssen sich neu orientieren: **Nebst alternden Fixern, immer jüngeren Trinkern und mehr psychisch Kranken sind unbegleitete minderjährige Flüchtlinge eine neue Zielgruppe.** Jugendliche und junge Erwachsene, die im öffentlichen Raum trinken, werden zunehmend zum Problem.

Derzeit werden alle Angebote und Leistungen der Sucht- und Drogenhilfe auf ihre Notwendigkeit überprüft. Ebenso wird untersucht, ob und inwiefern die Angebote den sich verändernden Realitäten angepasst werden müssen. Dazu gehören die vier Kontakt- und Anlaufstellen für Drogenabhängige, die zwei Heroinabgabekliniken, der Treffpunkt T-alk für Alkoholiker, der Treffpunkt City für

Randständige, die Interventionsgruppe SIP Züri, die Frauenberatung Flora Dora für Sexworkerinnen auf dem Strichplatz und die Jugendberatung Streetwork mit dem Drogen-Informationszentrum (DIZ). **Seit 25 Jahren sorgt der Geschäftsbereich Sucht und Drogen mit Schadensminderung und Überlebenshilfe dafür, dass suchtkranke Menschen Unterstützung bekommen. In dieser Zeit haben sich die Herausforderungen in der Drogenhilfe stark gewandelt.**

1. Problem: Alte, psychisch kranke Fixer

Die Zahl der Fixer, wie man sie von Letten- und Platzspitz-Zeiten her kennt, hat in den letzten Jahren abgenommen. Ihr Durchschnittsalter steigt, **es gibt immer mehr alternde**



Die Zahl von alternden Süchtigen nimmt zu.
Symbolbild: pixabay.com

Süchtige. Diese sind meist über 50 Jahre alt, ihr Gesundheitszustand entspricht aber aufgrund des jahrelangen Drogenkonsums häufig demjenigen von Betagten. Berichtet wird sogar von Süchtigen, die aufgrund einer Demenzerkrankung ihre Heroinsucht vergessen haben sollen. Das steigende Alter der Fixer zeigt sich auch in den Kontakt- und Anlaufstellen, in denen das Durchschnittsalter der Besucher aktuell 44 Jahre beträgt. Vor 20 Jahren waren diese im Schnitt rund 20 Jahre alt. Häufig haben diese Männer und Frauen zu ihren Suchtproblemen auch psychiatrische Diagnosen. Diese psychisch angeschlagenen Personen sind im öffentlichen Raum, wo sie sich aufhalten, eine Herausforderung.

2. Problem: Desintegrierte Drogensüchtige

Auch in den Wohn- und Obdachlosenunterkünften sorgen diese Menschen für Probleme. **Häufig hat es für sozial derart stark desintegrierte Drogensüchtige keine geeigneten Angebote.** Die Zunahme von Menschen mit psychischen Erkrankungen beschäftigt das Sozialdepartement bereits seit einiger Zeit. 2014 zeigte eine Studie, dass über 90 Prozent der Klienten in den Wohn- und Obdachloseneinrichtungen der Stadt an mindestens einer psychischen Krankheit leiden.

3. Problem: Alkoholkonsum von jungen Asylbewerbern

Beim Alkoholkonsum verhält es sich quasi umgekehrt zum Heroin: Diese Zielgruppe der Drogenhilfe wird nicht laufend älter, sondern zunehmend jünger. **Zu den neuen Herausforderungen gehören Jugendliche und junge Erwachsene,** die mit ihrem Verhalten an Wochenenden häufig Lärmklagen an die Stadtpolizei provozieren. Sorgen bereiten in diesem Zusammenhang **seit kurzem auch unbegleitete minderjährige Asylsuchende.** Diese zeigen aufgrund ihres jungen Alters, fehlender elterlicher Kontrolle und anderer kultureller Hintergründe gerade in Bezug auf Alkoholkonsum ein riskantes Verhalten. **Es handelt sich hier um eine neue Zielgruppe für die Drogenprävention, die zwar zahlenmässig nicht riesig, aber sehr betreuungsintensiv ist.**

2015 brauchte es für 2500 Junkies 4561 Notfalleinsätze

Die Zahl der Drogenabhängigen in der Region Basel ist seit Jahren leicht rückläufig. Der Betreuungsaufwand an den sogenannten Kontakt- und Anlaufstellen (K+A) für Drogenabhängige am Wiesenkreisel und auf dem Dreispitz nimmt hingegen seit 2008 jährlich zu. Wie dem regierungsrätlichen Bericht zur «Leistungs-, Kosten- und Prämiementwicklung» entnommen werden kann, **hat sich das Volumen an «intensiven Betreuungen» in den vergangenen sieben Jahren beinahe verfünffacht.** 2015 musste das Personal der K+A 4561-mal eingreifen, weil sich ein Drogenabhängiger in einer Notsituation befand und beispielsweise ins Koma zu fallen drohte. Walter Meury, Geschäftsführer der Suchthilfe beider Basel, bestätigt die Entwicklung. Heute seien die Sauerstoffschläuche zur Beatmung der Drogenabhängigen viel häufiger in Betrieb als früher.

Für den verschlechterten Gesundheitszustand der rund 2500 Drogenabhängigen in der Region gibt es zwei

Gründe. Zum einen ist das Durchschnittsalter gestiegen. Ein Grossteil begann in den 80er-Jahren mit dem Drogenkonsum und nähert sich jetzt dem Rentenalter. Bei den «zunehmend älteren» Konsumenten kämen mittlerweile einige körperliche Erkrankungen hinzu, wie dem Regierungsbericht zu entnehmen ist. Meury führt noch einen weiteren Grund ins Feld: den Mischkonsum. «Wer etwa einen Cocktail von Kokain, Rohypnol und Valium nimmt, dessen Zustand ist viel schlechter berechenbar», sagt Meury.

Für die steigende Betreuungsintensität der Fixer hat sich Basel gewappnet. Vor knapp zwei Wochen kündete die Regierung an, den Container der K+A beim Wiesenkreisel für 2,5 Millionen Franken durch einen Neubau zu ersetzen und 100 Quadratmeter mehr Platz für den begleiteten Drogenkonsum zu schaffen.

Leif Simonsen, Schweiz am Sonntag, 2.10.2016



Zu Suchterscheinungen kommen bei älteren Drogenabhängigen zunehmend körperliche Erkrankungen hinzu. Symbolbild: pixabay.com

Vier Beispiele von Betäubungsmittel konsumierenden, gefährlichen Straftätern

Der geflohene Häftling hat als 7-Jähriger gekifft und als 12-Jähriger gekokst

Nach dem Tötungsdelikt an einem Mann im Zürcher Seefeld sucht die Kantonspolizei nach dem aus der Strafanstalt Pöschwies geflohenen Häftling Tobias Kuster. Der 23-Jährige wird dringend verdächtigt, an der Tat beteiligt gewesen zu sein. Kuster, Vater einer kleinen Tochter, war nach einem Hafturlaub nicht mehr in die zürcherische Strafanstalt zurückgekehrt, wie die Zürcher Behörden mitteilten. Der Geflüchtete sei als gewaltbereit einzustufen und dürfte bewaffnet sein.

Laut seinem Freund hatte es Kuster nie einfach: «Er hat mit sieben Jahren zum ersten Mal gekifft und mit zwölf Jahren Kokain konsumiert», erzählt er. «Im Dorf kannte ihn jeder und viele haben versucht, ihm zu helfen.» So sei Kuster mit zwölf zum ersten Mal in psychologische Behandlung gekommen. Auch später sei er immer wieder in verschiedenen Institutionen untergekommen, doch nirgends habe er zu sich finden können: «Er fiel immer wieder in alte Muster zurück und liess sich auf die falschen Menschen ein.»

Eltern kamen nicht klar mit ihm

Zwar hätten ihn seine Eltern mit einer fürsorglichen Strenge erzogen, für Kuster sei das aber wohl nicht die richtige Erziehung gewesen, so der Freund: «Es wirkte, als ob sie für ein Kind wie ihn nicht gewappnet waren.» Trotz der Probleme hätten Kusters Eltern auch in seiner schwersten Zeit versucht, für ihn da zu sein und hätten ihn im Gefängnis besucht. Auch seine drei Geschwister hätten ihrem Bruder beigestanden.

Geschwänzt, Alkohol getrunken und gekifft

Die beiden letzten Jahre habe er an einer Privatschule in Winterthur absolviert. Er habe oft geschwänzt, Alkohol getrunken und gekifft. Als er die siebte Klasse in einer Psychiatrie hätte besuchen sollen, sei er immer wieder ab-

gehauen. Vom zwölften bis zum 15. Lebensjahr musste er an verschiedenen Orten in Europa Time-outs absolvieren. Doch all die Massnahmen brachten bei Kuster keine Verhaltensänderung. Der 23-Jährige ist gemäss Gerichtsurteilen in der Schweiz mehrfach vorbestraft.

www.20min.ch vom 5.7.2016



Bild: pixabay.com

Der Gewalttäter konsumierte Heroin und Kokain und ist daher nicht schuldig

Innert drei Tagen verprügelte Massimo R. drei verschiedene Personen, unter anderem den Komiker Beat Schlatter – dies ohne Motiv. Laut Staatsanwaltschaft schwebte der Schauspieler gar in «konkreter

Lebensgefahr». Der Täter – gelernter Elektriker – kam vor über zehn Jahren auf die schiefe Bahn: Nach seiner Scheidung **2005 begann er Drogen wie Kokain und Heroin zu nehmen und war mehrmals wegen psychischer Probleme in Behandlung.**

Das Gericht hat nun eine ambulante therapeutische Massnahme angeordnet. Dazu gehört die medikamentöse Behandlung mit einer alle vier Wochen verabreichten Depotspritze. Leben soll der Mann bis auf Weiteres in einer begleiteten Wohngruppe im Zürcher Oberland.

www.blick.ch vom 23.8.2016

Haschdealer verletzte mit Schüssen drei Personen

Der 25-jährige Mann, der am Donnerstag in der Kopenhagener Hippie-Kolonie Christiania auf zwei Polizisten und einen Besucher geschossen hat, ist im Krankenhaus gestorben. Bei seiner Festnahme kurz nach dem Vorfall in der dänischen Hauptstadt hatten Polizisten Schüsse auf den bewaffneten 25-Jährigen abgegeben. Ermittler hatten den Mann bei einer Polizeiaktion in der Hippie-Kolonie im Zusammenhang mit dem Verkauf von Haschisch stellen wollen. Bei der Flucht schoss er auf die Beamten. Einen von ihnen traf eine Kugel am Kopf. Ein zweiter Polizist und ein Tourist wurden am Bein erwischt.

Aus Sicht der dänischen Behörden handelt es sich bei Christiania um eine staatlich geduldete Gemeinde, die autonom bleibt. Drogenhandel und Gewalt sind dort seit langem ein Problem. Betroffene Bewohner rissen am Freitagmorgen die Haschisch-Verkaufsstände in der sogenannten Pusherstreet ab. «Sie kommen sicher wieder. Aber das ist eine gute Art zu sagen, dass wir genug haben», sagte eine Bewohnerin von Christiania.

www.shz.de vom 2.9.2016

Der Attentäter konsumierte Alkohol und Haschisch

Mohamed Lahouaiej Bouhlel überfuhr und tötete mit dem Lkw beim Attentat in Nizza 84 Menschen. Bouhlel, 31 Jahre alt, stammte aus Tunesien und wohnte in Nizza in einem Viertel der unteren Mittelschicht. Er arbeitete als Lieferant, war verheiratet und hatte drei Kinder. Die Scheidung lief, seine Frau gibt an, dass er sie geschlagen habe. Seit 2010 beging Bouhlel eine Reihe von Straftaten, darunter offenbar Diebstahl. Im März wurde er wegen eines gewaltsamen Streits nach einem Verkehrsunfall zu einer sechsmonatigen Haftstrafe auf Bewährung verurteilt.



Der Nizza-Attentäter war Alkohol- und Haschischkonsument.

Symbolbild: pixabay.com

Der französischen Presse zufolge konsumierte Bouhlel Alkohol und Haschisch. Er galt nicht als religiös, zum Freitagsgebet ist er offenbar nie in die Moschee gekommen. Gegenüber der Zeitung «Nice-Matin» zeichnen Ar-

beitskollegen das Bild eines nervösen und zerstreuten Einzelgängers. Die von der Polizei der Mittäterschaft verdächtigten Festgenommenen be-

schreiben ihn als impulsiv, chaotisch und «roher Gewalt zugeneigt».

www.spiegel.de vom 18.7.2016

Mit Auto/Velo unterwegs?

Immer mehr Verkehrsteilnehmende fahren unter Drogeneinfluss! Somit steigt das Risiko für uns alle, unverschuldet in einen Verkehrsunfall verwickelt zu werden.



Informieren Sie sich!



Schweizerische Vereinigung
Eltern **gegen** Drogen

www.elterngegendrogen.ch

Werden Sie Mitglied!

Als Mitglied erhalten Sie vierteljährlich das Informationsbulletin *Eltern gegen Drogen*, das Sie über aktuelle Themen auf dem Laufenden hält. Mit Ihrem Mitgliederbeitrag unterstützen Sie die Anliegen der Schweizerischen Vereinigung Eltern gegen Drogen.

- Einzelmitglied** (Jahresbeitrag Fr. 30.–)
- Ehepaar-Mitglied** (Jahresbeitrag Fr. 50.–)
- Gönner** (Beitrag nach freiem Ermessen)
- Ich will das Informationsbulletin *Eltern gegen Drogen* abonnieren. (Fr. 20.–; erscheint 4x im Jahr)
- Ich möchte die Vereinigung finanziell unterstützen. Bitte senden Sie mir einen Einzahlungsschein. (PC Konto 30-7945-2)

Name, Vorname _____

Adresse _____

PLZ / Ort _____

Datum / Unterschrift _____

Schweizerische Vereinigung Eltern gegen Drogen, Postfach, 3001 Bern

Impressum

Herausgeberin:

Schweizerische Vereinigung
Eltern gegen Drogen,
Postfach, 3001 Bern
elterngegendrogen@bluewin.ch
www.elterngegendrogen.ch

Spendenkonto:

PC 30-7945-2
Vielen Dank für Ihre Unterstützung.

Redaktionsteam:

Dr. med. Theodor Albrecht
Dr. rer. nat. Alexandra Nogawa
Sabina Geissbühler-Strupler

Layout: Optimovum GmbH, 3018 Bern

Korrektorat: Entlastungsbüro Toni
Augsburger, 3047 Bremgarten b. Bern

Druck: Jordi AG, Aemmenmattstrasse 22,
3123 Belp, info@jordibelp.ch